

Donnerstag, 2. Mai 2019

Der grüne Bus der Grenzschrützer hält vor der Polizeiinspektion Kössen in Tirol. Eine schwarze Katze flüchtet mit einem erlegten Jungvogel hinter das Haus. Ein älterer Polizist lehnt sich aus dem Fenster, wartet. Der Himmel über dem gelb gestrichenen Haus ist grau.

Zwei Grenzer in ihren graubraunen Uniformen, beide Mitte zwanzig und durchtrainiert, steigen gemächlich aus. Der Beifahrer nimmt die Mütze ab, schüttelt sie, ein paar Haare fallen heraus. Der Fahrer betätigt den Funkschlüssel. »Rückticket«, sagt er zu dem Kollegen am Fenster, zeigt auf die Businsassen, acht Afghanen, die verängstigt nach draußen schauen: Ein älteres Paar, eins in mittlerem Alter und vier Kinder von etwa vier bis zehn Jahren.

»Weiß Bescheid«, antwortet der Ältere. Er ist der Leiter der kleinen Inspektion. »Kommt erst mal rein. Kannst solange wieder aufschließen.«

»Aufschließen? Wieso denn das? Die hauen uns doch ab!«

Der Ältere lehnt sich weiter hinaus und sagt so leise, dass die Grenzschrützer es gerade noch verstehen können: »Anweisung von oben.« Und schließt das Fenster. Der Fahrer betätigt den Funkschlüssel noch einmal.

»Wer ist oben?«, fragt der Beifahrer.

»Keine Ahnung!« Er drückt noch einmal auf den Schlüssel, sieht zu den Afghanen hin, zuckt mit den Schultern. Drückt wieder. Kopfschüttelnd betreten die beiden das Gebäude.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite bremst ein Kleinbus ab und biegt in die Nebenstraße ein. Nach wenigen Metern parkt er. »Bitzköhner«, steht unter den Seitenfenstern, darunter »Wir reinigen alles!«. Der Fahrer, ein schwächlicher Mann mit rundem Bauch und einem grauschwarzen Zopf, bleibt zunächst sitzen. Im Rückspiegel beobachtet er den Bus der Grenzschrützer. Die Armbewegungen der beiden afghanischen Männer deuten darauf hin, dass sie unterschiedlicher Einschätzung sind. Nach einigen Minuten sieht er den jüngeren Mann zögernd hinausklettern und sich umsehen. Kurz darauf folgt der Rest der Gruppe. Die Tür des Fahrzeugs lassen sie offen, um keinen Lärm zu

machen. Die Mutter der Kinder macht ihnen Zeichen, dass sie leise sein sollen. Am Fenster der Inspektion ist niemand zu sehen.

Gregor Bitzköhner steigt aus, stellt sich breitbeinig neben sein Fahrzeug. Die Afghanen sehen zu ihm herüber, er hebt die rechte Hand, winkt sie heran.

Es klingelt. Steven Harburg sitzt auf der Toilette. Die Tür ist nur angelehnt, er macht sich nichts draus. Ines wird die Sache regeln. Ines Sandberg, 35, Naturfotografin, die er vor zwei Monaten bei einem Profitreffen kennen und lieben gelernt hat. Jetzt hat er endlich Zeit für einen Besuch gefunden. Steven ist 38 und sieht sich als Reportagefotograf. Hauptsächlich hat er bisher in Kriegsgebieten gearbeitet, meistens ohne speziellen Auftrag. In den letzten fünf Jahren konnte er seine Fotos immer gut verkaufen. Doch damit möchte er Schluss machen. An Kriegsschauplätzen oder potenziellen Abnehmern mangelt es nicht, aber er möchte nicht so enden wie viele seiner Kollegen, die das Elend dieser Welt nur noch im Suff und mit wachsendem Zynismus ertragen können. Und die wie er nicht das Geringste an diesem Elend geändert haben.

Ines öffnet die Toilettentür und lacht, als sie den großen, schlanken Mann mit den langen schwarzen Haaren dort sitzen sieht. Mit heruntergelassener Hose. Seit letzter Nacht haben sie keine Geheimnisse mehr voreinander. »Ich muss kurz weg, in einer Stunde oder so bin ich zurück.«

Er hebt zustimmend seine Hand. Ihre zierliche, trotzdem muskulöse Gestalt mit den kurzen blonden Haaren verschwindet im Flur. Ist Ines die Traumfrau, mit der er ein neues Leben beginnen kann? Ja, er ist überzeugt davon. Sie ist alles, was er sich von einer Frau wünscht: selbstbewusst, intelligent, fröhlich, kann zärtlich oder auch wild sein, sie ist kreativ und eine echte Schönheit. Beide sind jung genug, um eine Familie mit Kindern zu gründen. Dieses Bedürfnis ist für Steven völlig überraschend erst vor wenigen Monaten aufgetaucht. Bis dahin war Familie ein Begriff, der mit ihm selbst nicht das Geringste zu tun hatte. Ein irakischer Vater hatte ihn damals gefragt: »Bist du krank? Du bist fast 40 Jahre alt und hast keine Kinder? Wenn ich 40 werde, will ich Großvater sein! Wofür lebst du? Für deine Honorare?« Diese Sätze blieben in seinem Gedächtnis hängen. Wofür lebe ich? Für meine Honorare?

Gestern Nachmittag holte sie ihn vom Bahnhof St. Johann ab und das Knistern zwischen ihnen war lauter als der Motor ihres Kleinwagens. Sie hielten sich nicht mit Smalltalk auf. Ihre gegenseitige Anziehung fühlte sich an wie der Zusammenprall zweier Planeten, die schon Lichtjahre aufeinander zu geflogen sind. Auch wenn ihre Körper nicht wirklich harmonierten. Manchmal braucht das seine Zeit, denkt er. Die Realität ist eben nicht so wie in vielen Romanen, wo schon der erste Sex zu gigantischen Orgasmen führt.

Ines lebt in einer Wohngemeinschaft mit Gunda Hohnleitner, einer Reisejournalistin. Ihr Haus steht in Schwendt, einem Dorf in der Nähe von Kössen. Gunda wird am späten Abend aus Malawi zurückerwartet. Steven vertreibt sich

die Zeit bis zu Ines' Rückkehr mit einigen Taiji-Übungen im Flur. Dessen Wände sind über und über mit Ines' Fotos aus fast allen Ländern der Welt bedeckt.

Es wird später. Er setzt er sich in den himmelblauen Ohrensessel in ihrem Arbeits- und Wohnzimmer, der überhaupt nicht in diesen Raum passt, nimmt sich einen der Bildbände, die auf dem Tisch liegen: ›Die Geheimnisse des Libanon‹. Mit umwerfenden Fotos der Berglandschaft und kraftvollen Portraits ihrer Bewohner, Jahre nach dem Krieg. Er selbst ist nie im Libanon gewesen, hat jedoch viele beeindruckende Fotos von Kollegen gesehen, die die Brutalität auch dieses Krieges dokumentierten.

Nach zwei Stunden erscheint Ines in der Tür. »Wir machen morgen eine Wanderung«, sagt sie fröhlich. »Kommst du mit?«

»Nur wir beide?«, fragt er, obwohl ihm klar ist, dass die Sache nichts mit ihm zu tun haben kann.

Sie hüpfte auf seinen Schoß, streicht mit einer Hand durch seine Haare. »Den Rückweg haben wir ganz für uns alleine. Wir bringen eine afghanische Familie über die Grenze nach Deutschland.«

»Asyl?«

»Ja. Am offiziellen Grenzübergang sind sie zurückgeschickt worden. Von wegen Dublin und so. Sie wollen aber nicht in Österreich bleiben, sie haben Verwandte drüben.«

»Okay. Wann soll es losgehen?«

»Um acht. Um sieben frühstücken wir, gut?« Sie stupst ihm einen Finger auf die Nasenspitze.

Als Antwort stupst er seinen Finger auf ihre linke Brustwarze, die unter ihrem T-Shirt steif geworden ist. »Mit dir ist alles gut. Wie soll das Wetter werden?«

»Kühl und trocken. Mehr Wolken als Sonne.« Sie steht auf, geht zur Tür, dreht sich um. »Der Gregor fährt die Afghanen zum Treffpunkt, dann haben wir nur noch drei Kilometer zu laufen. Eine bis eineinhalb Stunden bei dem Gelände, es geht erst mal gut aufwärts. Da sind auch Kinder dabei.«

Steven sieht sie irritiert an. »Wer ist Gregor?«

»Der Typ, der sie aufgesammelt hat. Er hat eine Reinigungsfirma und einen kleinen Bus, mit dem er sonst immer die Putzfrauen zu ihren Einsatzorten fährt.«

Er zieht die Augenbrauen zusammen. »Wo sammelt man denn hier afghanische Flüchtlinge auf? Die stehen doch nicht an der Straße rum und halten den Daumen raus, oder?«

»Wir sagen hier nicht mehr ›Flüchtlinge‹. Das klingt so diskriminierend.«

Steven will sich nicht über immer neue Sprachregelungen oder -vorschriften aufregen. Meistens haben sie zwar einen nachvollziehbaren Kern, aber der Dogmatismus, mit dem sie oft vertreten werden, nervt ihn. Er beschränkt sich jetzt auf ein: »Sondern?«

»Geflüchtete«. Ärgert dich das?«

»Schon gut. Was ist nun mit dem Gregor?«

»Gregor kennt einen von den neuen Grenzschützern. Vom Karten spielen oder so. Der sagt ihm manchmal Bescheid, wenn die Deutschen wen zurückschicken.«

»Verstehe ich nicht. Warum sagen die ihm das?«

Sie zieht ihre Schultern hoch. »Keine Ahnung. Ich habe nicht gefragt. Wahrscheinlich nur, um sie wieder loszuwerden.«

»Und dann führst du sie über die grüne Grenze, oder wie geht das? Da sind sie doch bald wieder hier!«

Ines schüttelt den Kopf. »Wir arbeiten natürlich mit deutschen Freunden zusammen. Da sind andere Behörden zuständig, nicht mehr die Grenzpolizei.«

»Kriegt ihr Geld dafür?«

Sie schlägt die flache Hand klatschend gegen den Türrahmen. »Bist du bescheuert? Wir sind keine Schlepper, du Blödmann!«

Er hebt seine Hände. »Schon gut! Ich versuche nur, die Sache klar zu kriegen. War das der Gregor, der vorhin geklingelt hat?«

»Ja«, sagt sie wieder ruhiger. »Er kam zufällig bei der Polizei in Kössen vorbei, als die Gruppe da angeliefert wurde.«

»Zufällig?«

»Naja, so ähnlich. - Nach dem Essen holen wir Gunda vom Bahnhof ab, okay?« Sie verschwindet im Flur.

Steven hätte noch eine Menge Fragen. Etwas beunruhigt ihn bei der Sache. Doch er behält sie für sich, weil er das Gefühl hat, dass Ines nicht darauf antworten möchte. Er findet es in Ordnung, Flüchtlingen oder eben Geflüchteten zu helfen. Aber ein Reinigungsunternehmer, der mit den Grenzschützern Karten spielt und sie per Zufall aufsammelt? Das kann nicht die ganze Geschichte sein.

In Gundas Arbeitszimmer leeren die beiden Frauen zusammen eine Flasche Rotwein, Steven begnügt sich mit Mineralwasser. Gunda ist eine große kräftige Frau mit hennagefärbten Haaren. Sie erzählt von ihrer Reise mit dem Mietwagen zu den Tauchrevieren und paradiesischen Stränden von Malawi. »Da kann man die Armut im Lande glatt vergessen.« Steven hört nur mit halbem Ohr zu, mit seinen Gedanken ist er bei der morgigen ›Wanderung‹. Außerdem macht sich der Schlafmangel der letzten Nacht bemerkbar.

Die Nacht verbringen sie kuschelnd, ohne miteinander zu schlafen. »Kein Zwang!«, sagt Ines und Steven nickt. Was sie aber nicht sehen kann.

Freitag, 3. Mai

Beim Frühstück in der mit nostalgischen Möbeln vollgestellten Küche redet fast nur Gunda. Ihre nächste Reise soll sie wieder nach Afrika führen, nach Mozambique. Sie will über neue Safari-Camps dort berichten. Ines wirkt angespannt. Sie erwidert Stevens Kuss nach dem Frühstück nicht und löst sich schnell aus seiner Umarmung. Am Handy erklärt sie ihm die Route, die sie gehen will. »Schmugglerregion Klausenberg. Da oben hast du kein Netz, du musst dir die Karte offline speichern.« Sie selbst kennt den Weg auswendig.

»Ist da eventuell mit Schnee zu rechnen?«

»Vielleicht Reste. Nicht gefährlich.«

»Und müssen wir für die Afghanen noch was einpacken? Lebensmittel zum Beispiel?«

Ines steckt die geschmierten Brote in ihren Rucksack. »Nein, da kümmern sich andere drum. Wir müssen nur für uns selbst was mitnehmen.«

»Ihr seid gut organisiert, was?« Im selben Moment bereut Steven die Frage, sie klingt so misstrauisch. »Entschuldigung, blöde Frage!«

Sie verlässt den Raum, ohne zu antworten. Gleich darauf kommt sie zurück. »Sei mir bitte nicht böse. Ich bin so ... ich habe ein bisschen Angst. Frag mich nicht warum. Ich weiß es selber nicht.«

Das klingt für Steven nicht besonders logisch, aber er respektiert ihren Wunsch. Fünf Minuten später sind sie bereit. Gunda wünscht ihnen gutes Wetter.

Sie fahren mit Ines' Wagen, einem kleinen hellblauen Peugeot. Nach einer guten halben Stunde sind sie am Treffpunkt, einem Parkplatz für Wanderer im Wald, und steigen aus. Im Moment scheint die Sonne, doch die nächsten Wolken sind kurz davor, sie zu verdecken. Gregor ist noch nicht da, auch sonst niemand. »Wo haben die Afghanen eigentlich übernachtet?« Steven bemüht sich, die Frage neutral klingen zu lassen. Ein Reisebus quält sich die Steigung hoch. Kinder winken ihnen zu. Steven winkt zurück, Ines nicht.

Ines wartet, bis es wieder leiser ist. »In Gregors Büro und Lager«, antwortet sie ebenso neutral und lehnt sich an ihren Wagen. »Das war sicher nicht besonders bequem, aber ich schätze, die haben schon Schlimmeres erlebt.«

Steven stellt sich neben sie, berührt sie jedoch nicht. »Ich habe in Afghanistan viele Häuser gesehen, wo es keine Betten gab. Oder nur eins für das Oberhaupt. Und die anderen mussten auf dem harten Boden schlafen.«

»Warst du lange in Afghanistan?«

»Ich war dreimal da. Das Längste waren zwei Monate. Das Kürzeste zwei Tage, also mein Foto-Einsatz dauerte zwei Tage, dann hat mich eine Granate erwischt.«

Jetzt wendet sie sich ihm zu: »Schlimm?«

»Der Splitter steckte in meiner Wade. Zwei Zentimeter neben der Arterie. Zum Glück haben die Amis da unten gute Ärzte. Den Flieger konnte ich nach drei Tagen schon ohne Hilfe besteigen. Nur mit Krücken, meine ich.«

»Du bist hart im Nehmen, stimmt's?«

»Ich lege es nicht drauf an, aber ich laufe nicht weg, wenn es gefährlich wird.«

Sie warten wortlos ein paar Minuten. »Vielleicht können wir heute Nachmittag was Entspannteres unternehmen«, meint Steven.

»Heute Abend bestimmt«, antwortet Ines. »Aber heute Nachmittag treffe ich mich mit Freunden.«

Er schweigt enttäuscht, fragt aber nicht nach. Wenn ihr Treffen nichts Geheimen ist, könnte sie ja von selbst davon erzählen, oder?

»Da kommt ein Bus. Ist das Gregor?«

Gregor stoppt seinen Bus hinter Ines' Wagen, lässt den Motor laufen, steigt aus und öffnet die Seitentür. Die Gruppe klettert müde nach draußen. Alle sind europäisch gekleidet, die beiden Frauen tragen aber ein Kopftuch. Außer den beiden kleinsten Kindern haben alle einen Rucksack dabei. »Kein deutsch, kein englisch«, sagt Gregor, wischt mit einer Hand durch die Luft und geht zurück zur Fahrertür. »Da müsst ihr sehen, wie ihr mit denen klarkommt!«

»Wissen sie denn, wo es hingeht?«, will Steven wissen. Der Mann wirkt auf ihn ziemlich unsympathisch. Er hat nicht mal Ines begrüßt.

»Klar!« Gregor steigt ein, wendet und fährt mit durchdrehenden Rädern davon. Irgendwas stimmt zwischen dem und Ines nicht, denkt Steven.

Die Gruppe steht hilflos herum. Der kleinste Junge will in den Wald laufen, die Mutter ruft ihn mit einem scharfen Befehl zurück. Daraufhin schnappt er sich die Hand der Mutter, um sie in den Wald zu ziehen. Sie gibt ihm einen Klaps auf die Finger, dann heult er kurz auf und ist still. Steven sieht Ines an. Die zuckt mit den Schultern.

Der ältere Mann, dessen Gesicht von tiefen Falten durchzogen ist, spricht Steven gestenreich an. Der versteht kein Wort.

»Hast du nicht ein paar Worte afghanisch gelernt, als du unten warst?« Hoffnung schwingt in Ines' Stimme mit.

Steven setzt seinen kleinen Rucksack auf, in dem sich ein Regencape, eine Wasserflasche und seine Brote befinden. »Nur ein klein wenig Dari. Das ist aber nicht seine Sprache. Ich vermute, er spricht Paschto. Das ist völlig anders.«

»Na, wir werden das schon hinkriegen! – Ach, ich muss Carolus anrufen, dass wir losgehen. Hier habe ich gerade noch ein bisschen Netz.« Sie zieht ihr Handy aus der Jackentasche.

»Carolus empfängt sie in Deutschland, richtig?«

»Ja, genau. Wir sind gut organisiert, wie du schon bemerkt hast!«

Er geht nicht auf die Spitze ein, fragt sich aber, was mit ihr los ist. Es ist doch nur ein harmloser kleiner Marsch, oder? Droht vielleicht Ärger mit irgendwelchen Grenzern? Weil der Gregor die Gruppe verpetzt haben könnte? Nein, das

ergibt keinen Sinn. Oder geht es um etwas ganz anderes? Ihr Treffen am Nachmittag? Auch das kommt ihm sehr unwahrscheinlich vor.

Nachdem Ines ihrem Kontaktmann auf die Mailbox gesprochen hat, ruft sie: »Hier entlang bitte!« Sie zeigt der Gruppe die Richtung, niemand rührt sich. Ines geht ein paar Schritte, winkt der Gruppe zu, dass sie ihr folgen soll. Wie vorher bleiben alle stehen. Sie schauen auf Steven.

»Die halten mich für den Führer.« Gleich danach weiß er, dass das nicht stimmt. »Was soll ich machen?«

»Die wissen ganz genau, dass ich sie führen soll. Aber sie akzeptieren es nicht! Scheiß-Patriarchat! Manchmal frage ich mich wirklich, warum ich mir das hier antue!«

Steven kann sich die Frage nicht verkneifen: »Machst du das denn regelmäßig?«

Sie sieht ihn genervt an: »Kann sein.« An die Gruppe gewandt ruft sie: »Na los, was ist jetzt?«

Der Alte schimpft laut und gestikuliert mit beiden Armen. Die anderen stehen regungslos dabei.

»Wer nicht will, der hat schon mal!« Steven geht Richtung Auto, nimmt seinen Rucksack wieder ab. »Fahren wir zurück?«

»Das kommt gar nicht in Frage!« Ines sieht aus, als ob sie gleich mit dem Fuß aufstampfen will. »Ich habe das zugesagt und deshalb mache ich das auch! Und zwar jetzt!«

Steven sieht den Alten böse an. »Ich habe etliche von diesen Mini-Despoten erlebt, diesen selbst ernannten Paschas! Denen muss man klare Kante zeigen, sonst tanzen sie einem ewig auf der Nase rum! Außerdem muss er lernen, dass Frauen was anderes sind als Haustiere!«

»Ja, du hast Recht, aber solche Traditionen ändert man nicht in ein paar Tagen.«

»Wenn man ihnen ständig nachgibt, ändern sie sich nie.«

»Okay, du brauchst ja nicht mitzukommen«, meint Ines wütend. »Ich führe die jetzt da rüber!«

Steven versteht nicht, dass Ines sich diese Behandlung von dem Alten gefallen lässt. »Ja, gute Idee!«, ruft er. »Ich mache hier ein bisschen Wald-Meditation oder was mir gerade einfällt!«

Der jüngere Mann hat inzwischen begriffen, dass seine Familie der Auslöser für den Streit ist, redet auf den Alten ein. Der gibt schließlich nach, schimpft wieder, fuchtelt mit den Armen und gibt Anweisung, Ines zu folgen.

»Wie lange brauchst du?«, ruft Steven.

»Zweieinhalb bis drei Stunden.« Ines dreht sich um und geht los, ohne sich noch mal umzuschauen. Die Sonne wird nun von schweren Wolken verdeckt.

Steven setzt sich auf eine Bank, die aus rohem Stammholz gezimmert ist, und schaut in den Himmel. »Scheiße«, murmelt er vor sich hin. »Das war wirklich nicht nötig!« Hinterhergehen will er aber nicht.

Bald ärgert er sich über sich selbst. Ich habe ihr die Sache bloß schwer gemacht, denkt er. Ich hätte mich gar nicht einmischen dürfen. Bin ich nicht selbst ein Macho, wenn ich ihr sage, was sie tun soll?

Ihm fällt das Bild einer armen dörflichen Familie in Afghanistan ein, die fast nichts mehr zu essen hatte. Ihr Feld war vermint, ihr kleiner Schuppen, in dem das Getreide lagerte, zerbombt worden, bevor die Terroristen der Nordallianz kamen, um ihnen die einzige Ziege zu rauben.

Steven hatte sich angesichts dieser Situation strikt geweigert, als Gast etwas von dem kärglichen Hirsebrei anzunehmen, was erst akzeptiert wurde, als er die Hütte verließ. Wenig später begegnete er zwei Kindern aus dieser Familie an einem Brunnen, aus dem sie Wasser schöpfen sollten. Er ließ sie durch seinen Dolmetscher interviewen und heraus kam, dass nur der Alte gegessen hatte. Frauen und Kinder mussten mit dem zufrieden sein, was der Alte ihnen lässt. In diesem Fall mit nichts. Steven hatte nur eine Packung Kekse und ein paar Schachteln Zigaretten dabei. Letztere nicht für sich selbst, sondern weil sie an den Kontrollstellen hilfreich waren. Er wollte den Kindern die Kekse geben, doch der Dolmetscher meinte: »Gib ihnen lieber die Zigaretten. Die können sie besser verkaufen.«

Dieses patriarchale System, das ihm in Afghanistan besonders ausgeprägt begegnet war, hat ihn immer geärgert. Auch wenn es Gegenbeispiele gab, vor allem in den Städten. Wie können Menschen so ungerecht sein?

Aber all das rechtfertigt mein Verhalten gegenüber Ines nicht, denkt er. Auch ich war ungerecht. Nach einer guten Stunde entschließt er sich, ihr nachzugehen, um sich zu entschuldigen. Als symbolischen Versöhnungsstrauß pflückt er einige Gänseblümchen, die neben der Bank wachsen.

Es ist zunächst ein anstrengender Aufstieg und er fragt sich mehrmals, ob Ines nicht einen anderen Weg zurück nehmen würde. Der offizielle Wanderweg liegt ein gutes Stück westlich, hier ist es eher ein Wildpfad. Sein Handy findet kein Netz mehr. Sein Bedürfnis, Ines so bald wie möglich zu sehen, treibt ihn voran.

Auf einmal hört er Männerstimmen, die von oben herunterdringen. Steven verzieht sich schnell seitwärts, geht in Deckung hinter der mannshohen Wurzel eines umgestürzten Baums. Die Stimmen sind zu weit entfernt, als dass er irgendwelche Worte verstehen könnte. Zwischen den Bäumen hindurch erkennt er drei Männer in graubraunen Uniformen, die wohl von der Grenze her kommen. Konnte Ines' Gruppe denen rechtzeitig ausweichen? Anscheinend ja.

Sie passieren seine Position, danach ist seine Sicht durch dichtstehende Nadelbäume versperrt. Weiter unten kann er auf ihren Rücken kurz etwas Weißes

erkennen, wahrscheinlich eine Aufschrift. Grenzer, denkt Steven, und wartet eine Weile, damit er sich nicht selbst durch irgendwelche Geräusche verrät. Einer nimmt kurz seine Mütze ab, da kommt eine Glatze zum Vorschein.

Zwanzig Minuten später erreicht er das Schlachtfeld zwischen verkrüppelten Bäumen. Und kann absolut nicht glauben, was er plötzlich sieht. Er bleibt stehen, sein ganzer Körper zittert auf einmal, seine Beine versagen und auch der Magen. Er greift nach einem nahen Baum, um sich festzuhalten. Er übergibt sich mit einem schnellen Schwall. Es fühlt sich an, als ob sich sein ganzer Körper entleert. Dies hier stellt so ziemlich alles in den Schatten, was er in fünfzehn oder zwanzig Kriegen mit ansehen musste. Er schließt die Augen und gibt sich seinem Weinen hin, das ihn zerreißt.

Dann atmet er wieder bewusst. Er versetzt dem Baum einen Tritt, als ob der ihm die Kraft geben könnte, diesen Anblick zu ertragen.

Neun Leichen liegen auf einer Fläche von wenigen Quadratmetern, allen wurde die Kehlen aufgeschlitzt. Schwere Kopfverletzungen kommen dazu. Zwei Krähen beobachten ihn aufmerksam.

Steven wankt zu Ines' Leiche, die in einer enormen Blutlache liegt. Er geht in die Knie und nimmt ihre blasse Hand. Sie ist kühl und weich. Ihm ist klar, dass hier niemand mehr gerettet werden kann. Selbst die Kinder wurden auf diese bestialische Weise getötet. Das kleinste hat ein Stöckchen in der Hand, als ob es sich damit verteidigen wollte.

Nach einer Weile, von der er sich anschließend nicht mehr erinnert, wie lange sie gedauert hat, sieht er sich um. Alles ist ruhig. Auch die Krähen, die nun weiter weg auf dem Boden hocken. Totenstille. Er weiß, dass er jetzt Fotos machen müsste, um der Welt dieses unglaublich grausame Verbrechen zu zeigen. Mit zittrigen Fingern zieht er sein Smartphone aus der Jackentasche.

Er hat in seinem Leben schon hunderte Leichen fotografiert, aber noch nie ist ihm das so schwer gefallen wie hier. Und noch nie war eine Frau dabei, in die er sich gerade verliebt hatte. Nach ein paar weiteren tiefen Atemzügen setzt sich seine Berufsroutine durch. Zehn Minuten später hat er dreißig oder vierzig Fotos inklusive der GPS-Daten. Er bemüht sich, nichts zu verändern, denn irgendwann wird sich ja die Polizei um die Morde kümmern. Hofft er jedenfalls. Sind hier schon die Deutschen zuständig?

Er sucht die Umgebung ab. In die Richtung, die die Gruppe hatte nehmen wollen, müssen mehrere Menschen gegangen sein. Der Boden ist aufgewühlt, vielleicht sind sie gelaufen. Doch es gibt keine verwertbaren Abdrücke. Er macht trotzdem einige Fotos der Spur.

»Ines, ich brauche deine Schlüssel.« Er durchsucht ihre Taschen, kommt sich dabei vor wie ein Leichenfledderer. Aber er sieht keinen Sinn darin, die Schlüssel hierzulassen, auch wenn ihm klar ist, dass er damit zum Verdächtigen werden kann. Das bin ich ja sowieso, denkt er, wenn ich die Fotos verschi-

cke. Ihr Handy steckt er ebenfalls ein in der Hoffnung, dort Hinweise auf die Verbrecher zu finden.

Dann drückt er ihr die Augen zu. »Ines, ich schwöre dir«, sagt er leise und nimmt noch einmal ihre Hand zwischen seine beiden, »dass diese Bestien nicht davonkommen werden! Keiner von denen! Ich werde keine Ruhe geben, bis nicht alle ihre Strafe bekommen haben!« Tränen tropfen auf ihr kaltes Handgelenk, er wischt sie mit einer sanften Bewegung ab.

Nach einer knappen Stunde erreicht er Ines' Auto. Von den Grenzen hat er nichts mehr gesehen. Erst hier gibt es wieder ein Mobilfunknetz. Er versucht anhand der GPS-Daten der Fotos herauszufinden, ob der Tatort in Deutschland oder in Österreich liegt, aber es ist nicht eindeutig.

Er ruft seinen Agenten in Hamburg an, erreicht nur dessen Mailbox. »Roger, hier ist Steven. Es ist ... ich schicke dir Fotos, die sind so unglaublich brutal ...« Seine Stimme versagt, er hustet einige Male, um sie wiederzufinden. »An der deutschen Grenze zu Österreich, die Geodaten sind dabei. Ines ... Ines ist ... Ines war meine Freundin. Ines und acht afghanische Flüchtlinge, die die grüne Grenze überqueren wollten. Alle ermordet. Spuren führen nach Deutschland. Ruf die Bullen an, die deutschen. Reit im Winkel ist der nächste Ort und schick's an alle Redaktionen. Ich ... oh, verdammt, ich bin ... ich kann nicht mehr.« Tränen verschleiern seinen Blick, er kann die Symbole auf dem Handy kaum noch erkennen. Schließlich schickt er eine Auswahl der Fotos an die Agentur, was fast eine halbe Stunde dauert, weil die Netzverbindung mehrmals abbricht.

»Scheiße! Wer macht denn sowas?« Selim Demirlan, Hauptkommissar bei der Kripo in Traunstein, starrt entsetzt auf das Foto, das gerade auf seinem Rechner eingegangen ist. Mehrere Leichen in einem See von Blut. Zwei Sekunden später springt er auf, läuft in den Flur und reißt die Tür zum Büro seiner Chefin auf: »Susanne! Komm mal schnell rüber! Es gibt einen Massenmord!«

Susanne Rechtinger hat sich gerade aufs Mittagessen gefreut. Sie ist überhaupt nicht begeistert: »Doch nicht etwa bei uns, oder?« Sie steht auf, stößt sich mit dem Oberschenkel an der Armlehne und ärgert sich mal wieder über ein paar Pfunde mehr. Ihre früher sportliche Figur hat nun ausgeprägte Rundungen bekommen. Sie folgt ihrem Kollegen in dessen Büro. Inzwischen sind weitere Fotos eingetroffen. Rechtinger wird blass: »Ich hoffe bloß, dass nicht wir zuständig sind!«

»Doch, sind wir. Das ist fünf bis zehn Meter auf unserer Seite.« Demirlan ruft eine Karte auf den Bildschirm, gibt die Geodaten ein. »Da!«

»Mittagessen können wir vergessen«, sagt Rechtinger leise. »Wie dicht kommen wir mit dem Hubschrauber ran?«

Demirlan verschiebt die Karte auf dem Bildschirm. »Etwa sechshundert Meter. Ist aber kein großer Höhenunterschied.«

»Wenn das eine Anspielung auf meine Kondition sein soll ...«

»Würde ich mir nie erlauben, Chefin!«, antwortet er und meint das ernst. Demirlan selbst hat als Chiemgauer Boxchampion keine Figur- oder Konditionsprobleme. Er findet ihren Gewichtsehrgeiz reichlich übertrieben. Sie hat keine Model-Figur, doch er findet sie durchaus attraktiv. Und hütet sich vor Kommentaren. Er sieht das als ein Problem an, in das sie sich ohne Not hineinsteigert. Vielleicht, weil sie fünfundfünfzig ist und keinen Mann hat, denkt er. Auch das behält er für sich. Jetzt haben sie sowieso ein ganz anderes Problem.

»Na, dann los!«, sagt sie ärgerlich. »Ich ziehe mir nur andere Schuhe an.« Angesichts der Fotos ist ihr der Hunger vollständig vergangen.

Der Himmel hat sich bezogen, der Wind ist kräftiger geworden. Die kleine Karawane kämpft sich durch den Wald. Der Boden ist an dieser Stelle noch teilweise gefroren, teilweise aber schon matschig. Susanne Rechter geht voran, gefolgt vom Staatsanwalt Berghorn, einem jungen, unerfahrenen Mann. Der wurde vermutlich von seinem Chef vorgeschickt, weil der sich wegen seiner Kurzatmigkeit keine Blöße geben wollte, denkt sie. Dahinter marschieren der Polizeifotograf und drei Leute der Spurensicherung, dann der Rechtsmediziner und Selim Demirlan. Alle schweigen angesichts des zu erwartenden grausamen Anblicks. Einige der Fotos haben sie bereits gesehen. Der Abtransport der Leichen ist für einen späteren Flug geplant. Außerdem wird ein Trupp der bayrischen Bereitschaftspolizei erwartet, um den Tatort abzusichern.

Eine Handvoll Krähen flüchtet auf die Bäume. Zwei der Kinder haben sie bereits angepickt. Der Staatsanwalt läuft sofort hinter einen Baum, um sich hörbar zu übergeben. Rechter kämpft gegen das Würgen an, doch sie schafft es, ihren Mageninhalt bei sich zu behalten. Die anderen sind abgehärteter, müssen ihren Blick aber erst mal abwenden, bevor sie mit ihrer Arbeit beginnen.

»Was ist mit den österreichischen Kollegen?«, fragt der Rechtsmediziner Anton Schäfer, ein langer, dünner Mann Mitte vierzig, und setzt seine Tasche ab.

»Später«, sagt Demirlan und hat Mühe, wenigstens dieses eine Wort rauszubringen. Er sieht sich um. Zu seinem Job gehört es schließlich, sich den Tatort einzuprägen, obwohl es genau das ist, was er am meisten hasst. Weil er es nicht schafft, solche Bilder abends am Ausgang abzulegen. Mindestens in den nächsten fünf Nächten werden sie ihn im Traum verfolgen. Das ist ihm klar, seitdem er das erste Foto gesehen hat.

»Wie seid ihr eigentlich an die Fotos gekommen?«, will Schäfer noch wissen.

»Ein Fotograf hat die Leichen gefunden und uns über seine Agentur informiert.«

»Das muss ein harter Bursche sein.«

»Kriegsfotograf.«

»Ist er tatverdächtig?«

»Unwahrscheinlich. Das hier ist auf jeden Fall das Werk einer Gruppe.«

Staatsanwalt Berghorn ist immer noch kreidebleich. »Wann wurden denn die Fotos aufgenommen?«

»Kurz nach elf heute Morgen«, antwortet Rehtinger.

»Wieso haben wir die nicht sofort bekommen?«

»Versuchen Sie mal, von hier aus irgendwas zu verschicken.«

»Hm.« Berghorn dreht sich um und wandert um den Tatort.

»Stopp!«, ruft einer der Spurensicherer. »Nicht da lang!« Berghorn bleibt irritiert stehen, versucht herauszufinden, warum er nicht weitergehen darf. Ihm fällt jedoch nichts auf.

»Das könnte der Fluchtweg der Täter sein«, klärt Rehtinger ihn auf.

»Sie meinen, die Täter könnten welche von unserer Seite sein?«

»Durchaus möglich. Das wäre mir sogar lieber, als wenn es welche aus Österreich wären.«

Berghorn macht einen Schritt auf sie zu, doch mit einem Blick auf die Spurensicherer stoppt er gleich wieder. »Das müssen Sie mir bitte erklären.«

»Die Zusammenarbeit ist nicht so optimal«, antwortet Demirlan. »Wenn man das mal freundlich ausdrücken will. Zumindest was die Kollegen hier in der Region betrifft. Bei denen läuft immer alles übers Innenministerium und das kann dauern.«

Zwei Stunden später sind die Spurensicherer fertig. Inzwischen sind zwei Kollegen von der Bereitschaft angekommen. Sie sollen den Tatort solange bewachen, bis alle Leichen abtransportiert sind. Mit ihnen wurden die von Rehtinger angeforderten Suchhunde mit ihren Führern eingeflogen.

Auf dem Rückweg zu ihrem Hubschrauber fragt Demirlan seine Chefin: »Hast du eine Idee, wo wir anfangen?«

»Ich fange damit an, dass ich die Geburtstagsfeier meiner Freundin heute Abend absage. Und morgen wollte ich ... ach, was soll's! So ist eben der Job!« Sie tritt ein abgebrochenes Stück eines Astes zur Seite. »Ich würde erst mal auf die Nazis tippen.«

»So eine Art neuer NSU? Das Potenzial ist sicher vorhanden. Aber ... wie konnten die rausfinden, dass ausgerechnet heute und ausgerechnet hier eine Gruppe von Flüchtlingen durchkommt? Die werden sich ja nicht tagelang auf die Lauer gelegt haben.«

Sie bleibt stehen und sieht ihn an. »Die haben einen Tipp bekommen! Fragt sich bloß: von wem?«

»Dann haben die einen Informanten bei den Flüchtlingshelfern. Drüben oder bei uns.«

»Unsere können wir immerhin befragen«, meint Rechtinger, zieht ihr Handy aus der Tasche und sucht nach dem Namen. »Da habe ich auch einen Kontakt: Gisela Berger. Die rufe ich nachher gleich an.«

Susanne Rechtinger zieht im Büro ihre Schuhe aus und legt die Füße neben ihren Monitor, bevor sie anruft. Befreite Füße verbessern ihre Stimmung. Und die hat das gerade sehr nötig. »Frau Berger, Rechtinger hier, Kripo Traunstein. Sie sind ja aktiv in der Flüchtlingshilfe ...«

»Was keineswegs verboten ist, oder?«

Susanne stöhnt leise. Da hat jemand schlechte Erfahrungen gemacht. »Keineswegs, Frau Berger, und bitte verwechseln Sie mich nicht mit dem Ausländeramt. Wir ermitteln wegen Mordes an afghanischen Flüchtlingen.«

»Damit habe ich nichts zu tun. Oder wollen Sie mich jetzt nach meinem Alibi fragen?«

»Sie stehen nicht unter Verdacht. Aber vielleicht können Sie uns helfen, die Mörder zu finden.«

»Da sind Sie bei mir an der falschen Adresse! Von uns war das bestimmt niemand!«

Das wird ja eine verdammt schwierige Nummer, denkt sie, bleibt trotzdem freundlich. »Ich verstehe Ihr Misstrauen, Frau Berger. Ich nehme an, Sie haben einige negative Erfahrungen mit Behörden gemacht ...«

»Negative Erfahrungen? Das ist die Untertreibung des Jahrhunderts! Ich komme gerade vom Münchener Flughafen, wo wieder eine Gruppe afghanischer Flüchtlinge nach Kabul abgeschoben wurde. Unter menschenunwürdigen Bedingungen! In ein Land, in dem Krieg herrscht und in dem weder Sie noch ich auch nur einen Tag leben möchten!«

Susanne Rechtinger wischt sich über die Stirn, nimmt ihre Füße vom Tisch. »Okay, dann frage ich Sie direkt: Möchten Sie dabei behilflich sein, die Mörder einer afghanischen Familie zu finden? Vier Erwachsene, vier Kinder. Die österreichische Bergführerin wurde ebenfalls ermordet. Alle erschlagen und die Kehle aufgeschlitzt.«

Auf der anderen Seite entsteht eine Pause. Jetzt ist die Stimme viel leiser: »Von wem sprechen Sie?«

»Ines Sandberg.«

»Die kenne ich nur flüchtig.« Wieder macht sie eine Pause. »Ich muss Ihre Nummer verifizieren. Dann können wir uns verabreden.«

Susanne atmet erleichtert aus. »Die finden Sie im Internet unter Polizei Bayern, Mordkommission Traunstein. Fragen Sie nach Kriminalhauptkommissarin Rechtinger.« Der Rückruf kommt nach einer Minute.

Gunda will die Fotos auf keinen Fall sehen. Sie sitzt vornübergebeugt auf ihrem Sofa, den Kopf in den Handflächen. Die Tränen haben nasse Flecke auf ihrer Hose hinterlassen. Steven sitzt hilflos neben ihr, er bräuchte selber Hilfe.

»Kannst du bitte Konstantin anrufen?«, fragt sie mit brüchiger Stimme und reicht Steven ihr Smartphone. »Ich schaffe das nicht.«

»Er soll einfach herkommen, oder?«

»Ja, bitte, schnell!«

Konstantin Meierhofer ist Redakteur beim Lokalteil der Tageszeitung ›Tiroler Land‹ und außerdem Gundas Freund. »Steven! Ich kriege hier gerade eine absolut unglaubliche Meldung ...«